

Feature I

G.W. Leibniz und China Ein „Alphabet der menschlichen Gedanken“¹



Titelblatt der 2. Auflage der *Novissima Sinica*

Der Bestseller des Jahres 1697 und die UNESCO

Im Jahre 1697 erschien ein Werk auf dem europäischen Büchermarkt, das sofort zum Bestseller avancierte: „*Novissima Sinica*“ (Das Neueste aus China). Die Titelseite zierte ein Bild des damaligen Kaisers von China. Dem Publikum damals bot diese Publikation in der Tat Neues, nie zuvor Gehörtes, geradezu Aufsehen Erregendes, und auch nach mehr als 300 Jahren vermag sie noch zu begeistern und zu inspirieren. So fand zu seinem dreihundertjährigen Erscheinen 1997 in Berlin eine internationale Konferenz statt, und im August 2005 wurde gar zum selben Thema eine internationale Konferenz in Beijing veranstaltet.

OAG NOTIZEN, Seite 22

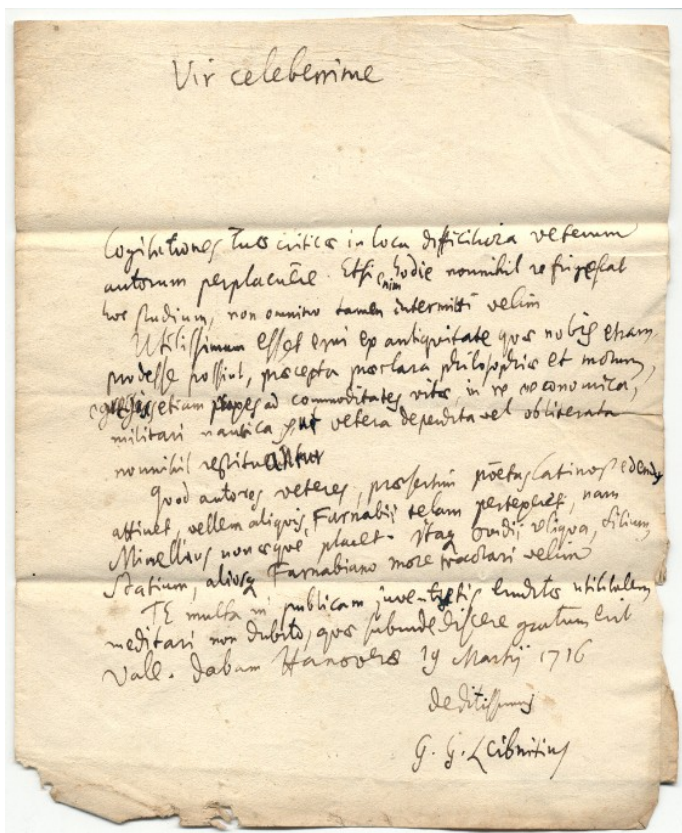
¹ Dieses Feature basiert auf dem Vortrag, den Frau Yamaguchi am 28.5.2008 in der OAG Tokyo gehalten hat. Es ist gleichzeitig als Vorbereitungstext für all diejenigen gedacht, die den ersten Vortrag versäumt haben und den zweiten Teil am 1.10.2008 hören möchten.

Nichts ist so alt wie die Zeitung und damit auch die „Neuigkeiten“ von gestern. Dass die ehemaligen „Neuigkeiten“ über China dieses Schicksal nicht teilen und nicht der Vergessenheit anheim gefallen sind, dass sie darüber hinaus sogar in China selbst Interesse und Bewunderung erwecken, ist ihrem Herausgeber zu verdanken. Dieser Herausgeber ist kein Unbekannter, sondern der Hofrat und Herzogliche Bibliothekar am Hofe zu Hannover, Gottfried Wilhelm Leibniz.



In die Geschichte eingegangen ist Leibniz als letzter Universalgelehrter und Mathematiker, dessen umfangreiches Werk bis heute noch nicht annähernd erschlossen ist. Seine Interessen sind in der Tat weit gespannt. Es gibt kaum eine Frage der Zeit, der er keine Beachtung schenkt. Seinem Selbstverständnis nach ist sein Denken dabei stets auf Harmonie, Ausgleich und Integration verschiedener Denkpositionen und Theorien bedacht. Überzeugter Fürsprecher für die Reunion der beiden großen christlichen Kirchen ist er, Anhänger und bedeutendster Vertreter der „philosophia perennis“, der „immerwährenden

Philosophie“ und leidenschaftlicher Briefschreiber. Etwa 15.000 Stücke umfasst der uns hinterlassene wissenschaftliche und politische Briefwechsel, geführt mit etwa 1.100 Briefpartnern aus 16 Ländern, u.a. aus Russland und China, Briefe, die im Sommer 2007 im Rahmen des UNESCO-Programms „Memory of the World“ zum Weltkulturerbe der Menschheit erklärt wurden. Der Leibnizsche Briefwechsel mit und über China ist erst seit 1990 vollständig erschlossen und ediert und neuerdings sogar in einer deutschen Übersetzung zugänglich.



Von Leipzig nach Hannover

Geboren wird Leibniz in eine Zeit und an einem Ort, an dem von Harmonie, Ausgleich und Integration kaum die Rede sein kann, nämlich im Juni 1646 in Leipzig. Dort herrscht Krieg; die letzte Phase des Dreißigjährigen Krieges, der in Leipzig erst 1650 mit dem Abzug der schwedischen Besatzungsmacht sein Ende finden sollte, Zerstörung, Tod und Hungersnot hinterlassend. Die auch seinerzeit schon bedeutende Handels- und Universitätsstadt, Reichsmessestadt seit 1497 und Sitz einer der ältesten Universitäten in Deutschland, verliert allein während der acht Jahre währenden Besatzungszeit ein Drittel ihrer Bevölkerung; frühere Verluste durch wiederholte Verwüstungen, Durchmärsche und Besetzungen sind in diese Rechnung nicht einmal miteinbezogen. Sie dürften aber nicht unbedeutend gewesen sein, da zumindest zwei große Schlachten, nämlich die Schlacht bei Breitenfeld 1631 und die Schlacht bei Lützen 1632 in der Umgebung stattfanden. Die Stadt ist faktisch bankrott. Wozu sich konfessionelle Streitereien auswachsen können, das hatten ihre Bewohner am eigenen Leib erfahren. Der Universitätsbetrieb allerdings konnte ohne nennenswerte Unterbrechungen, trotz aller Krisen, aufrecht erhalten werden, und auch Vermögen und Bestände der Universität sind weitgehend unangetastet geblieben. Es ist Leibniz' Vater, Friedrich Leibniz, Professor für Moral und Notar im Dienst der Universität, dessen Verhandlungskünsten man dies zu einem guten Teil verdankt. Den Frieden allerdings kann Friedrich Leibniz,



Leipzig zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges

dessen Leben zu einem guten Teil durch den Krieg der Konfessionen geprägt war, nicht mehr genießen, denn er stirbt bereits 1652. Da ist sein Sohn Gottfried Wilhelm sechs Jahre alt.

Darüber hinaus wissen wir über Leibniz' Kindheit so gut wie nichts. Wissbegierig soll er gewesen sein, und dem, was ihm die Schule bieten konnte, rasch entwachsen. Man förderte ihn, indem man ihm Zugang zur Bibliothek seines verstorbenen Vaters gewährte. Dort soll er autodidaktisch die lateinische Sprache erlernt und sich auch schon mit Philosophie beschäftigt haben, speziell mit den Schriften der Kirchenväter und scholastischer Logik und Metaphysik.

Der Philosophie, speziell der Logik und der Metaphysik, bleibt er zeitlebens treu. Ein Philosophiestudium schließt er bereits 1663 ab, geht danach für ein Semester nach Jena, um bei dem berühmten Erhard Weigel, der als einer der Begründer des naturwissenschaftlichen Denkens gilt, Mathematik zu studieren, kehrt anschließend nach Leipzig zurück und absolviert ein Jurastudium. An der Universität Altdorf bei Nürnberg wird er schließlich zum „Doktor beider Rechte“, d.h. des weltlichen und des Kirchenrechts, promoviert. Nach einigen Lehr- und Wanderjahren, die ihn u.a. nach Mainz, Paris und London führen, jedoch nach anfänglichen großen Hoffnungen, sich in einer Metropole niederlassen und den Wissenschaften widmen zu können, zu einem guten Teil von Fehlschlägen und Pech wie dem Tod seiner Gönner, des Kurfürsten von Mainz Johann Philipp von Schönburg und des Geheimen Rats Johann Christian v. Boineburg, geprägt sind, folgt er im Jahre 1676 dem Ruf des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, als Bibliothekar und Hofrat in dessen Dienste zu treten. Lange zögert er, bis er diesen Ruf annimmt, denn Hannover ist noch eine unbedeutende, kleine Stadt mit weniger als 5.000 Einwohnern, die nun vierzig Jahre lang, bis zu seinem Tod, sein Lebensmittelpunkt bleiben wird.



Hannover im 17. Jahrhundert (Merianstich)

Der lange Weg nach China

Wie kommt Leibniz nun von Hannover nach China? Gar nicht. Zumindest nicht leibhaftig. Gereist ist er in all den Jahren lediglich innerhalb Europas, und zwar nach Italien, nach Österreich und des öfteren nach Berlin. Aber sein Interesse an China ist groß. Er kennt und studiert nahezu jedes Werk, das zu seinen Lebzeiten über China in Europa erscheint, und das sind nicht wenige, er baut für seinen Dienstherrn eine Chinabibliothek auf, die ihresgleichen sucht, und er pflegt Briefkontakte sowohl mit den jesuitischen Chinamissionaren in Peking wie auch mit den für die Mission zuständigen Jesuitenpatres in Europa. Es ist der umfangreichste Briefwechsel seiner Zeit zu diesem Thema, der die Grundlage für das 1697 erschienene Buch über China bildet. Vermittelt worden waren diese Briefkontakte durch den Chinamissionar, Astronomen und Direktor des Astronomischen Amtes am Kaiserlichen Hof in Peking, Claudio Filippo Grimaldi, den Leibniz 1697 in Rom kennengelernt hatte. Doch Leibniz' Interesse an China reicht viel weiter zurück.

Der chinesische Philosophenkönig

Warum interessiert sich Leibniz überhaupt so intensiv für China? Selbstzweck ist die Beschäftigung mit diesem Land nicht, und es ist auch nicht das Verlangen nach Exotik, das ihn motiviert; ganz im Gegenteil. Ohnehin ist die Zeit der Chinoisierungen noch nicht gekommen. Erst einige wenige Wissenschaftler haben China für sich entdeckt. Vornehmlich sind es Philologen und Theologen, wie die Jesuiten. Die eigentliche Chinamode wird erst einige Jahrzehnte später ausbrechen. Leibniz wird sie nicht mehr erleben. Unter den Wissenschaftlern ist das Urteil über China auch keineswegs einhellig positiv. Einige, und zu ihnen gehört auch Leibniz, bewundern jedoch die öffentliche Ordnung, die sie in China verwirklicht sehen, und deren Verwirklichung sie zu einem guten Teil den persönlichen Tugenden des damals herrschenden Mandchu-Kaisers K'ang-hsi zuschreiben. In ihm sehen sie ein lebendes Beispiel für den „Philosophenkönig“, wie Platon ihn beschrieb. Der chinesische Kaiser, der, so Leibniz,

„in seiner Bedeutung den einem Menschen möglichen Gipfelpunkt beinahe überschritten hat und gleichsam als ein sterblicher Gott angesehen wird, so daß auf einen Wink von ihm alles geschieht, pflegt dennoch solchermaßen zu Tugend und Weisheit erzogen zu werden, daß er es gerade seiner höchsten Stellung unter den Menschen für würdig zu erachten scheint, seine Untertanen in einer unglaublichen Achtung vor den Gesetzen und in Ehrfurcht gegenüber weisen Männern noch zu übertreffen.“

Es bedarf keiner Erwähnung, dass das Chinabild jener Zeit mit der Realität nur sehr bedingt übereinstimmt. Zwar gilt K'ang-hsi, dessen Tugenden Leibniz so überschwenglich preist, in China bis heute als einer der größten Herrscher, dessen Wirken dem Reich nach einer Zeit der Unruhen und Kriege eine längere Phase der Stabilität und des relativen Wohlstands bescherte, doch war China auch unter seiner Herrschaft von einem Idealstaat, wie ihn sich die europäischen Philosophen der Aufklärung erträumten, weit entfernt. Dass der Kaiser beispielsweise, wie Leibniz ehrfürchtig bemerkt, solch großen Wert darauf legt, seine Untertanen in Bezug auf die konfuzianischen Gesetze das Fürchten zu lehren, ist leicht nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass er seinen eigenen Herrschaftsanspruch ja erst einmal zementieren musste. Schließlich war es eine Fremdherrschaft, unter der die Chinesen damals lebten.

Gleichwohl wäre es verfehlt, Leibniz und anderen Verfechtern eines positiven Chinabildes Naivität zu unterstellen. Selbst ihnen wird nicht entgangen sein, dass auch in China nicht alles Gold ist, was glänzt, wenn auch ihr Chinabild, wie jedes Bild, zu einem guten Teil eine Projektion ist und damit wie jedes Bild mindestens ebenso viel über den Urheber des Bildes wie über den Gegenstand der Betrachtung aussagt. In diesem Fall spiegelt sich in ihm die Lebenswirklichkeit von Europäern, die in einem politisch zersplitterten, durch den Dreißigjährigen Krieg in einigen Teilen fast entvölkerten Europa lebten; in einem Europa, das zwar regional bereits nachweislich über vorbildliche Gesetze verfügte, in dem der Einzelne sich aber vor Not und Willkür kaum geschützt sah. Wie diese Lebenswirklichkeit in Europa konkret aussehen konnte, ahnen wir, wenn wir folgende Äußerung des Paters Hieronymus Franchi vom 18. Oktober 1702 lesen, die er auf einer Reise von Kanton nach Peking verfasst hat:

„ Unser Vize-König in der Landschaft Kiangsi verfährt überaus scharf gegen die ihm untergebenen kaiserlichen Beamten. Gleich nach seiner Ankunft nahm er den kaiserlichen Oberschatzmeister in Verwahrung, weil er bei der Untersuchung des Schatzes wegen Abgang von 70 000 Unzen Silbers sich nicht rechtfertigen konnte. Er entzog ihm ferner das Siegel, setzte ihn ab und ließ ihn durch die Mandarine bewachen, damit er nicht sich selbst nach chinesischem Brauch ums Leben bringen könnte, ehe das Endurteil vom Hof zurückgekommen ist. Denn in China darf keine Obrigkeit einen Menschen ohne Gutheißen der kaiserlichen Majestät hinrichten lassen.“ (Hieronymus Franchi über seine Reise mit der Amphitrite und die anschließende Landreise von Kanton nach Peking; Brief aus China vom 18. Oktober 1702)

Einem Volk, das dermaßen „in Ordnung“ lebte, traute Leibniz auch große Weisheit zu. So schrieb er gegen Ende seines Lebens über ihre Schriften:

„China ist ein großes Reich, das dem kultivierten Europa an Ausdehnung nicht nachsteht und es an Einwohnern und guter politischer Ordnung sogar übertrifft. Auch gibt es in China eine in mancher Hinsicht bewundernswerte öffentliche Moral, verbunden mit einer philosophischen Lehre, oder richtiger, mit einer Natürlichen Theologie, die ehrwürdig ist durch ihr Alter, eingeführt und zur Autorität gekommen vor etwa 3000 Jahren, also lange vor der Philosophie der Griechen, auch wenn diese letztere, abgesehen von unseren heiligen Büchern, die erste ist, von der die übrige Welt Werke besitzt. Es wäre daher von uns, die wir im Vergleich mit den Chinesen neu hinzu-gekommen und der Barbarei kaum entwachsen sind, sehr unklug und anmaßend, wollten wir eine so alte Lehre verurteilen, nur weil sie nicht auf den ersten Blick mit den scholastischen Begriffen, die uns vertraut sind, übereinzustimmen scheint. ... So ist es nur angemessen zu prüfen, ob man ihr nicht einen der Vernunft entsprechenden Sinn geben kann.“

Und was unsere Barbarei betreffe, so sei es „angesichts des moralischen Verfalls“ in Europa direkt wünschenswert, „daß man Missionare der Chinesen zu uns schickt, die uns Anwendung und Praxis einer Natürlichen Theologie lehren könnten, in gleicher Weise, wie wir ihnen Leute senden, die sie die geoffenbarte Theologie lehren sollen.“ (Loosen / Vonessen S. 144)

Die „Natürliche Theologie“, deren Kenntnis Leibniz den Chinesen zuschreibt, das ist das Christentum, allerdings ohne Wunder und Offenbarung. Übrig bleibt dabei allein der Glaube an die Existenz Gottes und an unsere unsterbliche Seele. Als Synonym für diese „Natürliche Religion“ gebraucht er oft auch den Begriff „das ganze reine Christentum“. Ein Christentum ohne Christus allerdings ist es, das er vertritt.

Ein lebenslanges Projekt

Leibniz schätzt China ganz offensichtlich als positives politisches und gesellschaftliches Beispiel, dem es nachzueifern gilt. Doch erschöpft sich darin sein Interesse an diesem Reich keineswegs. Die Beschäftigung mit China ist vielmehr Teil seines lebenslangen Projektes, das der Vervollkommnung des Menschen gewidmet ist. Dabei bezieht er sich allerdings keineswegs nur auf geistige Vervollkommnung, sondern denkt ebenso sehr an die Verbesserung der Lebensbedingungen der gesamten Menschheit, an Gesundheit und Komfort. Es ist nicht mehr und nicht weniger als eine „Weltakademie der Wissenschaften“, die Leibniz zur Verwirklichung seiner Vision vorschwebt – eine kühne Vision zu einer Zeit, als im deutschen Sprachraum noch nicht einmal eine Institution

existierte, die mit einer nationalen Akademie der Wissenschaften vergleichbar gewesen wäre.

Eine „Weltakademie“ gibt es bis heute nicht, doch darf Leibniz sich am 11. Juli 1700 zumindest an einem Etappensieg erfreuen: Er wird zum Direktor der ersten, auf sein Betreiben hin vom Brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. gestifteten deutschen wissenschaftlichen Akademie, der „Kurfürstlich-Brandenburgische(n) Societät der Wissenschaften“ ernannt, und wird damit zum Vater der wissenschaftlichen Akademien in Deutschland. Die von ihm gegründete Akademie existiert bis heute. Nach der Wende, im Jahre 1992, erhielt sie den Namen „Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften“. Vorbilder für eine solche Societät hatte Leibniz auf seinen Reisen in Paris und London kennengelernt. Aufgabe dieser „Societät“ sei es, wie Leibniz anlässlich ihrer Gründung schreibt, „... theoriam cum praxi zu vereinigen, und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commerciën, mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern ...“ (Harnack S. 81)

Mit der Praxis ist es nach Leibniz' Auffassung im kultivierten Europa nämlich schlecht bestellt. Die Herrscher wissen nicht recht zu herrschen, die Menschen nicht sich zu benehmen, und auch auf dem Feld der Technologien lege Europa keine Ehre ein.

Anders in China: Dort gelte es einen Schatz zu heben. Man denke nur an die öffentliche und private Moral, das vorbildliche System der Beamtenprüfungen, an Papierproduktion, Porzellan, Seide, Gesundheitspflege und vieles mehr. Dafür, so meint Leibniz, fehle der Hochkultur China etwas anderes, nämlich die Fähigkeit zum theoretischen Denken, mithin zur Mathematik und Metaphysik und damit auch das Wissen um die Existenz und des Wesens Gottes. Was läge näher, als einen Austausch zu initiieren, „Licht am Licht (zu) entzünden“?

Zwischen dem kultivierten Europa am einen Ende und der Hochkultur China am anderen Ende des Kontinentes liegt Russland, dessen Mithilfe man einerseits braucht, um das große Projekt des wechselseitigen Kulturtransfers effektiv vorantreiben zu können, das aber ebenso sehr von seiner Mittlerfunktion profitieren könne. Auch dort sollen, wie in China und Europa, Akademien entstehen. Der ganze eurasische Kontinent soll „civilisiert“ werden.

Geistiges Fundament dieses Projektes zur Beförderung des allgemeinen Wohls der Menschheit ist die „Philosophia perennis“, die immerwährende Philosophie, die die „ewigen Wahrheiten“ in den Schriften und Überlieferungen aller Völker, Kulturen und Zeiten sucht. Schon um diese Chance nicht zu vertun, muss Leibniz sich auch mit dem chinesischen Denken auseinandersetzen. Denn jede Lehre, so Leibniz, und schein sie auch auf den ersten Blick noch so abwegig, enthalte zumindest eine Spur „Gold“, die es unter der „Schlacke“ der Irrtümer zu

entdecken gelte. Verstehen heißt für Leibniz nicht unterscheiden, diskriminieren, sondern Beziehungen herstellen und das Fremde ins eigene Denken integrieren. So begegnet er auch dem chinesischen Denken.

Drei Aspekte des Interesses an China

Dabei ließ er es allerdings nicht bewenden. Drei Aspekte sind es, unter denen sich sein Interesse an China betrachten lässt. Diese drei Aspekte entsprechen auch in etwa drei verschiedenen Phasen seiner Beschäftigung mit China. Sie alle sind im Kontext des Gesamtprojekts „Aufklärung und Verbesserung der Lebensbedingungen“ angesiedelt.

Da ist erstens Leibniz' Interesse an der chinesischen Sprache und Schrift, einmal im Rahmen seiner Bemühungen um eine *Ars characteristica universalis* (Zeichenkunst), aber auch im Rahmen sprachwissenschaftlicher Forschungen um die Verwandtschaft der Sprachen und Völker. Diese Phase wird 1679 eingeleitet mit einem Brief von Leibniz an Johann Sigismund Elsholz, Hof-botaniker und Hofmedicus des Großen Kurfürsten.

Zweitens das Interesse an chinesischen Wissenschaften, an der Moral- und Staatslehre, und an Technologien, mit dem Ziel eines Kulturaustausches und der Gründung einer wissenschaftlichen Akademie in und für China mit dem Fernziel „Weltakademie der Wissenschaften“, ausgelöst bzw. befeuert durch das Treffen mit dem Hofastronomen des Kaisers von China, Claudio Filippo Grimaldi SJ, in Rom im Jahre 1689, und den sich anschließenden Briefwechsel mit den jesuitischen Chinamissionaren und den Ordensfunktionären in Europa. In diese Phase fällt notwendigerweise auch die Beschäftigung mit Reisewegen nach China und mit der „Zivilisierung Russlands“. Ausdruck findet sie nicht nur in zahlreichen Briefen, sondern besonders publikumswirksam in den „*Novissima Sinica*“ (1697). Diese Phase findet mit dem Ende der jesuitischen Chinamission durch das Machtwort des Papstes im sogenannten Ritenstreit sein Ende.

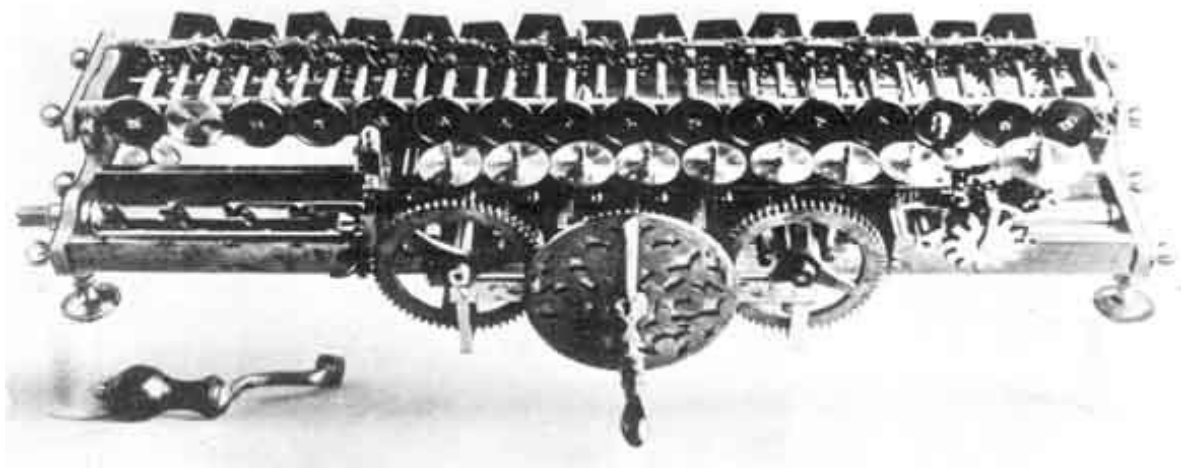
Die dritte Phase ist geprägt durch eine gewisse Ernüchterung in Bezug auf das große Projekt Wissensaustausch, denn die Tür nach China hatte sich mittlerweile wieder geschlossen. Nun steht die Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus, und hier mit den metaphysischen Spekulationen der Neokonfuzianer im Vordergrund. Veranlasst wurde diese neuerliche Auseinandersetzung mit dem chinesischen Denken von M. Nicholas Rémond, der mit der Bitte an Leibniz herangetreten war, sein Urteil zu drei Büchern abzugeben, deren Autoren sich negativ über den Konfuzianismus geäußert hatten.

Ein „Alphabet der Gedanken“

Verglichen mit den Erkenntnisansprüchen, die Leibniz bewegen, nimmt sich der faustische Anspruch „zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält“,

schon fast possierlich aus. Leibniz geht es um viel mehr als das: um ein „Alphabet der Gedanken“, mittels dessen man eine vollständige Inventarisierung alles Möglichen und Seienden vornehmen könnte.

„Gott schuf den Menschen sich zum Bilde“ heißt es in der Genesis. So ist auch der menschliche Geist eine Abbildung des göttlichen Geistes. Leibniz allerdings nimmt hier eine Modifikation vor. Er wertet den menschlichen Geist auf, denn er spricht nicht von Abbildung, sondern von Ausdruck. Der menschliche Geist ist ein Ausdruck des göttlichen Geistes, und als ein solcher Ausdruck des göttlichen Geistes ist er zu vielem fähig; eigentlich zu allem, wozu auch Gott fähig ist, nur „abgestuft“. Zwischen Original und Abbildung gibt es notwendigerweise einen qualitativen Unterschied, nicht aber zwischen zwei Dingen, die einander ausdrücken. Graduelle Unterschiede gibt es gleichwohl. Der Ausdruck, mit dem wir es zu tun haben, kann mehr oder weniger adäquat oder inadäquat, und mehr oder weniger klar und deutlich oder auch verworren und dunkel sein. Es ist eine Stufenleiter der Vernunft, die es zu erklimmen gilt. Die Kunst liegt darin, das Denken Gottes so gut wie möglich nachzuahmen und so zur Vollkommenheit zu streben. Gott denkt, und die Welt entsteht, und unsere Aufgabe besteht darin, seine Schöpfung erkennend nachzuvollziehen.



Leibniz' Rechenmaschine

Denken ist Rechnen

Gott denkt, d.h. er rechnet. Ohne Rechnen geht es auch bei Gott nicht. Die sogenannten „ewigen Wahrheiten“, die Axiome der Mathematik und der Logik, gelten auch für ihn. Darüber kann er sich genau so wenig hinwegsetzen wie der Mensch. Gott rechnet allerdings nur einmal. Danach „schaut“ er: „Und er sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war gut“, heißt es in der Genesis. So weit hat der Mensch es noch nicht gebracht. Deshalb ist er nach wie vor auf das

Rechnen angewiesen, und deshalb ist für ihn nach wie vor die Mathematik die vornehmste aller Wissenschaften. Dass Gott identisch ist mit der Vernunft, bedarf nun keiner Erläuterung mehr. Wo Leibniz von „Gott“ spricht, lässt sich überall „Vernunft“ einsetzen.

Komplexere Rechnungen muss man notieren. Zu diesem Zweck haben wir ein System von Zahlen und Symbolen entwickelt, von denen wir einige, wie beispielsweise das Integralzeichen \int übrigens Leibniz verdanken. Für unser Denken haben wir auch entsprechende Systeme: die verschiedenen Schriftsysteme, derer sich die Menschheit bedient. Aber sie alle haben gravierende Schwächen und können das, was Leibniz von ihnen erwartet, niemals leisten. Sie sind alle keine „Alphabet(e) der Gedanken“. Und gerade das sucht Leibniz seit seiner Jugend schon. Erste Entwürfe dazu finden wir schon bei dem Zwölfjährigen.

Anforderungen an das „Alphabet“

Ein solches Schriftsystem soll zunächst einmal Ausdruck aller Möglichkeiten und Wirklichkeiten sein. Denn nicht nur unser Geist ist ein Ausdruck bzw. ein „Spiegel“, wie Leibniz auch sagt, des göttlichen Geistes, sondern das ganze Universum drückt Gott aus bzw. spiegelt ihn, und umgekehrt. Schriftzeichen bilden dabei keine Ausnahme. Deshalb kann es Leibniz auch nicht darum gehen, ein zugrundeliegendes Prinzip hinter oder über den Dingen zu erkennen oder gar Begriffe in Schubladen zu sortieren, sie unter sogenannten „Gattungsbegriffen“ u.ä. abzulegen, wie wir es von Aristoteles kennen. Dies gilt ihm allenfalls als Spielerei. Es geht um die Erkenntnis alles Möglichen und Seienden in seiner jeweiligen Einzigkeit und Einzigartigkeit bzw. in der einzigartigen Art und Weise, wie es Gott spiegelt, wobei auch die jeweils individuelle Perspektive, aus der der spiegelnde Geist seinen Gegenstand perzipiert, eine entscheidende Rolle spielt.

Denn davon ist Leibniz fest überzeugt: Es gibt keine zwei Dinge auf dieser Welt, die einander vollständig gleichen. Der Unterschied zwischen zwei Dingen mag minimal sein, wie etwa der zwischen zwei Blättern eines einzigen Baumes, aber er ist vorhanden, und durch eine „durchgängige Bestimmung des Begriffs“ des Dinges, d.h. durch eine erschöpfende Analyse, kann man seine Besonderheiten in jedem Fall erkennen. Das Ende der Analyse ist erreicht, wenn man zu den sogenannten „einfachen Begriffen“ gelangt. Das sind Begriffe, die nicht weiter zerlegt werden können, aber auch nicht zerlegt werden müssen, weil sie unmittelbar evident sind. Dazu zählen u.a. die Bezeichnungen für die Farben und das Zahlwort „Eins“. Darüber hinaus sind es allerdings nicht viele Begriffe, die sich als „einfach“ qualifizieren könnten.

Man darf sich zu Recht fragen, ob eine solche Analyse jemals bis zum Ende durchführbar ist, und was eine Analyse an Erkenntniszuwachs bringt. An dieser Stelle muss allerdings gesagt werden, dass Leibniz die Begriffe „analytisch“ bzw. „analytische Sätze“ viel weiter fasst als die Logiker heute. Zwar gibt es nur wenige einfache Begriffe, aber dafür um so mehr analytische Sätze. Für einen modernen Logiker sind lediglich Nominaldefinitionen analytische Sätze, doch mit ihnen kommt man nicht weit, da sie uns keine Informationen bieten, die über das bereits Bekannte hinausgehen. Eine Nominaldefinition gilt daher in der modernen Logik als tautologischer Satz. Für Leibniz aber ist jeder wahre Satz ein analytischer Satz und eine Nominaldefinition. Ein Satz, der diesen



Kriterien nicht genügt, ist falsch. Nicht nur: „Der Kirschbaum vor dem OAG-Haus ist ein Baum“ ist ein solcher analytischer Satz, sondern auch der Satz: „Er wurde zu Ehren von Herrn Professor Schinzinger gepflanzt“, obwohl man das nur aus Erfahrung, also niemals a priori, vor aller Erfahrung, wissen könnte. Man weiß es erst, nachdem man es auf dem Schild vor dem Eingang zum OAG-Haus gelesen hat. Sogar „Der Kirschbaum vor dem Haus steht im Jahr 2080 nicht mehr vor dem Haus“, ist ein analytischer Satz, falls er sich als wahr erweist, was man allerdings heute noch nicht mit Sicherheit wissen kann. Wir können dafür allenfalls Wahrscheinlichkeitsgründe geltend machen, doch für Leibniz ist der Referenzpunkt diesbezüglich auch nicht unser beschränkter Geist, sondern der göttliche Geist, und dort sind alle „Prädikate“ eines Begriffs, alles, was diesen speziellen, einzigartigen Baum ausmacht, was ihm jemals widerfuhr und noch widerfahren wird, bei der Bildung des Begriffs und damit bei der Möglichkeit zur Zulassung der Existenz dieses Baums bereits bedacht gewesen. Leibniz bejaht deshalb die prinzipielle Möglichkeit einer durchgehenden Analyse ausdrücklich. Es mag seine Zeit dauern, sie durchzuführen, doch prinzipiell ist es möglich, und wir werden dabei immer besser werden. Wir werden uns vervollkommen, denn der menschliche Geist strebt qua definitio-

nem nach Vollkommenheit. Sonst wäre er kein Geist. Er wird auch Mittel ersinnen, die ihm solche Analysen erleichtern werden. Leibniz denkt dabei durchaus schon an die Möglichkeit der Herstellung von „Rechnern“. Einen ersten Schritt auf diesem Weg stellt seine Erfindung der erste mechanischen Rechenmaschine dar, an deren Verbesserung er zeitlebens arbeitet.

Von der Zeichen- zur Erfindungskunst

Auszudrücken, was ein einzigartiges Seiendes ausmacht, ausgemacht hat und später ausmachen wird – das ist schon ein hoher Anspruch an eine Zeichenkunst, doch ist es noch weitaus mehr, was diese Kunst zu leisten hat: Sie soll nicht nur zu Analysezwecken tauglich sein, sondern auch als „Ars Inveniendi“ oder „Erfindungskunst“ neue Erkenntnisse ermöglichen. Idealerweise erlaubt sie Erkenntnis auf einen Blick. Wir sehen den geschriebenen Text und erkennen das ihm zugrunde Liegende unmittelbar. Damit wären wir Gott ganz nah. Der Unterschied zwischen uns und Gott würde dann nur noch darin bestehen, dass Gott sich keine Notizen machen muss.

In diesem Zusammenhang fragt Leibniz sich: Könnte die chinesische Schrift das gesuchte „Alphabet des menschlichen Denkens“ sein, die universale Datenbank der Zeichen, mit deren Hilfe man alles abbilden kann, was jemals gedacht wurde und noch gedacht werden wird? Und könnte sie dazu geeignet sein, diese Erkenntnisse jedem Menschen auf dieser Welt, ganz gleich, welche Sprache er spricht, mitzuteilen? Könnte sie eine Universalschrift für die Wissenschaften werden? Ist sie gar die gesuchte „ars inveniendi“? Das wäre in der Tat mehr als aufregend. Das käme nicht nur einer Revolution der Wissenschaften gleich, sondern würde unser aller Leben von Grund auf verändern.



Gesehen hat Leibniz bislang kein einziges chinesisches Schriftzeichen, und deshalb ist er umso mehr bestrebt, etwas über sie zu erfahren. Am 24. Juni 1679 bittet er brieflich einen guten Freund, Johann Sigismund Elsholz, Hofbotaniker und Hofmedicus des Großen Kurfürsten zu Berlin, um Vermittlung eines Kontaktes, und zwar zu Andreas Müller, einem damals sehr bekannten Orientalisten und Philologen, gebürtig aus Greiffenhagen in Pommern, derzeit Propst zu St. Nicolai in Berlin. Müller hatte nämlich behauptet, einen „Schlüssel“ entwickelt zu haben, durch den es „innerhalb eines Jahres oder in noch kürzerer Zeit selbst Frauen möglich sei, chinesische Bücher zu lesen und – sofern sie die Regeln

der Übersetzung kennen würden – diese auch zu erklären.“ (Noack S. 11) Dies erregt sofort Leibniz' Interesse. Müller jedoch ist nicht bereit, Proben seines „Schlüssels“ herauszugeben, geschweige denn das gesamte Manuskript. Über seine Motive wird bis heute spekuliert, wobei das Motiv Geldgier immer wieder genannt wird. Tatsache ist, dass Müller für sein Werk warb, das Manuskript aber nur zu einem angemessenen Preis herausrücken wollte, denn er hatte nicht nur in die Forschung immens investiert, sondern hätte auch für die Drucklegung noch einmal tief in die Tasche greifen müssen. Tatsächlich entdeckte man in seinem Nachlass chinesische Drucktypen, die er eigens für den Druck seines Schlüssels aus eigenen Mitteln erworben hatte. Doch er fand zwar viele Interessenten, wie auch Leibniz, aber keine Subskribenten oder gar Sponsoren. Sein Arbeitgeber, der Große Kurfürst, hätte sich zwar gern mit Müllers Federn geschmückt, war aber ebenfalls nicht bereit, sich diese Ehre viel kosten zu lassen. Dies mag Müllers Zurückhaltung möglicherweise erklären. Ein Scharlatan, der sich mit Wissen schmückte, das er nicht hatte, war er nicht. Wir dürfen davon ausgehen, dass tatsächlich eine Art Radikalindex existierte, den Müller aber vor seinem Tod aus Verbitterung über das Desinteresse und die Missachtung durch seinen Arbeitgeber und die gelehrte Welt vernichtete.

Doch zurück zu Leibniz. Der bittet nun Elßholz in seinem Brief (Akademie- Ausgabe I,2, S. 728), Müller einen Fragenkatalog zu übermitteln. Er wolle Müller keinesfalls aushorchen, achte dessen Wunsch, den Schlüssel nicht „verschenken“ zu wollen, und wolle auch gern bei der Werbung von Subskribenten behilflich sein. So habe er auch vorab „nur“ vierzehn Fragen, und bitte recht höflich um Übermittlung derselben:

„ ... ob solcher Clavis unfehlbar und gewiss, wie man unser a.b.c oder ziphern lesen kan, oder ob bisweilen zurathen vonnöthen, wie bey sinbildern zugeschehen pflegt. “

Mit anderen Worten: Sind die chinesischen Schriftzeichen Embleme? Kann man sie lesen, oder muss man sie deuten? Sind sie Sinnbilder, denen man mit der Zeit zwar eine feste, verbindliche Bedeutung zugeordnet hat, bei deren Betrachtung aber stets ein Interpretationsspielraum verbleibt? Die Emblemantik, auf die sich Leibniz hier bezieht, war ein wichtiges Ausdrucksmittel des Barock und auch noch seiner Zeit.

„ ... dieweil die Chinesische Schrift wie bekannt nicht auff die worte sondern auff die Dinge gerichtet, so möchte wissen ob die zeichen allemahl nach der dinge Natur gemachet. “

Das ist die große Hoffnung, die Leibniz bewegt: Schriftzeichen, bei deren Betrachtung man das Wesen der Dinge direkt erkennt, die man zerlegen, neu zusammensetzen und mit denen man „rechnen“ kann.

Die dritte Frage zielt auf die Systematik der Zeichen:

*„...ob die gantze schrift gleichsamb auff gewisse Elementa oder ein grund-
Alphabet gebracht auß deßen zusammenfügung hernach die übrigen
zeichen entstehen.“*

Diese Frage ist eng verbunden mit der vorhergehenden, und wir können sie bejahen. Es gibt in der Tat einen Radikalindex, der es uns ermöglicht, Zeichen zu ordnen und aufzufinden, nur erfüllen diese Grundelemente nicht die Leibnizschen Ansprüche, die er im Rahmen der *Characteristica universalis* an sie stellen würde, denn idealerweise müsste es sich bei diesen Grundelementen um Repräsentanten einfacher Begriffe halten. Das ist aber nicht der Fall. Tatsächlich kommt hier eine zusätzliche „Komplikation“ ins Spiel, an die Leibniz überhaupt nicht gedacht hat: die kulturelle Bedingtheit der Schriftzeichen wie auch ihrer „Elementa“. Der Index enthält nämlich nicht nur Grundzeichen wie das Zeichen für „eins“, sondern auch beispielsweise das für „Reis-feld“. Wenn man in einer Kultur lebt, für die der Anbau von Reis lebenswichtig ist, ist es auch sinnvoll, ein eigenes Schriftzeichen für ein Reisfeld zu haben. Im südlichen Westfalen dagegen hätte man für ein solches Schriftzeichen wohl kaum Verwendung gehabt. Es sind ganz offensichtlich keine mathematischen oder gar metaphysischen Ideen gewesen, die die Ausbildung der Schrift geleitet haben, sondern die Pragmatik. Und dass es sich bei den chinesischen Schriftzeichen ausschließlich um „Bilder“ handelt, trifft auch nicht zu. Sie verfügen sowohl über ideographische wie auch phonographische Bestandteile.

In der vierten Frage geht es um die Behandlung und Darstellung von Abstrakta:

*„ ... ob die ohnleiblichen Dinge durch gleichniß der leiblichen oder
sichtbahren auff gewisse maas außgedrucket.“*

Fünftens möchte Leibniz wissen, ob das Schriftsystem sich allmählich historisch entwickelt oder aber künstlich geschaffen worden sei:

*„... ob die Chinesische Schrift durch Kunst gemacht, oder ob sie auch wie
sonst die sprachen allmählich durch gebrauch gewachsen und sich
verändert.“*

Das ist ein wichtiger Punkt, mit dem für Leibniz alles steht und fällt. Für uns besteht kein Zweifel mehr daran, dass es sich bei der chinesischen Schrift um ein System handelt, das sich historisch entwickelt hat und auch immer noch

entwickelt. Leibniz' Zeitgenossen allerdings gingen von der Annahme aus, dass diese Schrift künstlich geschaffen worden war. Leibniz kannte diese These durch den Leidener Orientalisten Jacob Golius, und ein Körnchen Wahrheit enthält sie ja auch. Immerhin diente sie als einheitliche Verkehrssprache, die eine Verständigung unter den zahlreichen Volkgruppen des chinesischen Kaiser-reiches mit ihren verschiedenen Sprachen ermöglichte. Aus dieser Beobachtung mag Golius geschlossen haben, dass es sich dabei um eine künstlich geschaffene Schrift handelte.

Es war ein einzelner Schöpfer, und zwar der legendäre chinesische Kaiser Fu Hsi, dem man die Autorschaft zuschrieb. Dieser Fu Hsi wurde von einigen Jesuitenpatres, den sogenannten „Figuristen“, und hier speziell von Pater Joachim Bouvet, mit dem legendären Hermes Trismegistos gleichgesetzt. Die Figuristen identifizierten legendäre chinesische mit biblischen Gestalten des Alten Testaments, um zu zeigen, dass die Chinesen Kenntnis der „Uroffenbarung“ gehabt hatten. Schwierigkeiten machten dabei allerdings einerseits die biblischen Zeitangaben wie auch die der chinesischen Kosmologie, die nur mit Mühe miteinander in Einklang zu bringen waren. Diesem vermeintlichen Dilemma konnte man nur begegnen, indem man die Sintflut entweder für regional begrenzt erklärte oder gänzlich leugnete. Das aber hätte die Autorität der Kirche empfindlich geschädigt, wenn nicht untergraben, und deshalb durften diese Gedanken gar nicht erst gedacht werden.

Was die These von der „Uroffenbarung“ angeht, hält Leibniz sich bedeckt. Offenbarungen fallen in die Kategorie der Wunder, und die sind nach Leibniz' Auffassung eigentlich nicht mit der Vernunft in Einklang zu bringen, denn die Gesetze der Logik und mit ihnen die Vernunftwahrheiten sind nach seiner Auffassung für Gott nicht minder verbindlich als für den Menschen. Um einer Konfrontation mit der Kirche zu entgehen, schafft er folgenden Ausweg: Er unterscheidet „Widervernünftiges“ und „Übervernünftiges“. Widervernünftiges widerspricht den Gesetzen der Logik, insbesondere dem Satz vom Widerspruch. Das Übervernünftige dagegen ist dasjenige, was mit unserer menschlichen und damit begrenzten Vernunft nicht fassbar ist, für die allumfassende göttliche Vernunft aber widerspruchsfrei möglich ist. Die Wunder fallen unter diese Kategorie. Diese Unterscheidung ist allerdings eine rein pragmatische, die dort zum Einsatz kommt, wo Leibniz nicht umhin kommt, sich mit kirchlichen Glaubenssätzen auseinanderzusetzen, wie z.B. in der Theodizee. In seiner Logik spielt das Übervernünftige jedoch keine Rolle.

Auf Bouvets figuristische Spekulationen, mit denen Leibniz Jahre später konfrontiert werden soll, wird er allerdings kaum eingehen. Warum hätte Leibniz, der Protestant, auch den Katholiken und Jesuitenpater Bouvet unnöti-gerweise provozieren sollen? Ihm genügt die Bestätigung, dass die chinesische

Kultur und Schrift alt und „ehrwürdig“ ist und dass die Chinesen, wie Bouvet versichert, dereinst „den“ mit Vernunft begabten Schöpfergott gekannt hätten.

Der Vollständigkeit halber möchte Leibniz auch wissen, ob für die Sprache möglicherweise gilt, was nach seiner Auffassung von der Schrift gesagt wird:

„ ... ob die sprache der Chinesen wie etliche meinen auch durch kunst gemacht, und auff einen gewissen Clavem zu bringen.“

Heute wissen wir, dass die chinesische Sprache nicht „durch kunst gemacht“ ist, doch zu Leibniz’ Zeit herrschte eine andere Auffassung. Chinesisch sei eine Kunstsprache, die der legendäre Kaiser geschaffen habe, damit sich die zahlreichen Völker seines großen Reiches miteinander verständigen konnten. Es war, wie oben im Zusammenhang mit der Schrift schon bemerkt, der Orientalist Jacob Golius, der diese These vertrat, und Leibniz, der zeitlebens auf der Suche nach dem Ursprung der Sprachen und der Völker war, war sie wohlbekannt.

Siebtens interessiert es Leibniz,

„ ... ob H Müller dafür hielte das den Chinesen selbst der Schlüssel ihrer schrift ohnbewusst.“

Diese Frage lässt sich ohne Kenntnis des Müllerschen Schlüssels nicht beantworten.

Frage acht richtet sich auf Leibniz’ eigentliches Anliegen. Sie lautet:

„ ... ob er (Müller) meine das diese schrift bequem und mit nutzen in Europa einzuführen.“

Da Leibniz davon ausgeht, dass die chinesische Schrift rein ideographisch ist, kann er diese Hoffnung hegen, denn eine solche wäre vielleicht unabhängig von irgend einer gesprochenen Sprache als Universalschrift denkbar. Was er auch nicht wissen kann, ist, dass die chinesische Schrift sowohl syntaktisch als auch semantisch an die chinesischen Sprachen gebunden ist, die sie abbildet. Ein Export dieses Schriftsystems in einen anderen Sprachraum erfordert zumindest Modifikationen, was man dort, wo das geschehen ist, beispielsweise in Japan, leicht beobachten kann. Darüber hinaus geht es um die – recht subjektive – Frage, wie viel Mühe man aufwenden muss, um die chinesische Schrift zu erlernen. „Bequem“ zu erlernen ist sie sicher nicht.

Die neunte Frage ist die Frage, die Leibniz am meisten interessieren muss,

nämlich

„ ... ob diejenigen so diese schrift also gemacht, die natur der dinge verstanden undt vernunft-kündig gewesen.“

Wenn man „dumm“ als Antonym zu vernunftkundig meint, kann man sicher sagen, dass die Chinesen dies nicht waren. Aber mit Leibniz' Vernunftbegriff hat es, wie oben schon angedeutet, seine eigene Bewandnis. Ohne dies weiter auszuführen kann man aber feststellen, dass eine historisch gewachsene, nicht künstlich entworfene Schrift, niemals Leibniz' Ansprüchen an Rationalität gerecht werden kann.

Ebenso wichtig und, wie wir später sehen werden, eng mit Frage neun verwandt ist Frage zehn:

„ ...ob die zeichen damit Natürliche dinge als thiere, kräuter, gesteine bemercket, sich auf der dinge eigenschafften damit eines vom andern unterschieden beziehen.“

Dies wäre im Sinne der *Ars characteristica universalis* ein Desiderat, doch bleibt die Realität hinter diesem Anspruch zurück. Es gibt durchaus Zeichen bzw. Bestandteile von Zeichen, die sich auf die Eigenschaften des Bezeichneten beziehen, doch existieren daneben auch andere Faktoren, die das Aussehen eines Zeichens letztlich prägen, wie beispielsweise die Lautung. Auch verhindert der Abstraktionsgrad der Schriftzeichen bisweilen ein Erkennen der „dinge eigenschafften“.

Die nächste Frage erübrigt sich, wenn Frage zehn verneint werden muss:

„ ... ob undt wie weit auß dem bloßen zeichen die Natur des dinges zulernen.“

Könnte man das bejahen, hätte Leibniz die Zeichenkunst gefunden, die er sucht. Die Natur des Dinges – das sind die Eigenschaften, die es ausmacht, die Prädikate. Manchmal ist in einem Zeichen etwas davon realisiert. Aber ob einen die Betrachtung des Schriftzeichens nicht nur etwas, sondern „das Wesen“ des bezeichneten Gegenstandes lehrt?

Die drei letzten Fragen beziehen sich direkt auf den von Müller angekündigten „Schlüssel“:

„...ob derjenige, so diesen Clavem hette, undt darin geübet, alles verstehen könne was in Chinesischer schrift geschrieben, es sey auch von was materie es wolle.“

Diese Frage bejaht Müller in seiner Ankündigung. Er sagt ausdrücklich, dass man mit Hilfe seines Schlüssels jeden Text verstehen könne. Weniger als ein Jahr brauche man, um dies zu lernen.

In der nächsten Frage geht es um die produktive Seite, das Schreiben von Texten:

„ ... ob derjenige so diesen Clavem hette, auch etwas in Chinesischer schrift schreiben köndte, und ob solches würde von einem gelehrten Chinesen verstanden werde. “

Nein, vom Schreiben ist bei Müller nicht die Rede. Er verspricht nur, dass man das Lesen relativ zügig erlernen könne.

Und schließlich die letzte Frage:

„ Wenn man unterschiedlichen Chinesen oder dieses Clavis kündigen etwas so in unserer sprache einer geschrieben (zum exempel das vater unser) von wort zu wort auff Chinesisch zuschreiben vorgeben würde, ob ihre schriftten ohngefähr würden zusammen treffen also das einer der auch nicht der schrift kündig undt die beiden schriftten gegeneinander hielte, dennoch spühren köndte, das es hauptsächlich einerley sein müßte. “

Hier geht es um Übersetzungsprobleme, u.a. um die Rückübersetzbarkeit eines Textes. Für seine sprachwissenschaftlichen Forschungen erbittet Leibniz von jedem Reisenden bzw. von jedem, der einer bestimmten ihm fremden Sprache kundig ist, Textproben. Um die Vergleichbarkeit zu gewährleisten, gibt er den zu übersetzenden Text vor. Es handelt sich um das „Vater unser“, einen Text, der im christlichen Europa sicher jedem Menschen bekannt war, und sei er noch so „bildungsfern“ gewesen. Dass in nichtchristlichen Kulturen jedoch dieser vermeintlich einfache Text große Übersetzungsprobleme bergen musste – die angemessene chinesische Bezeichnung für den christlichen Schöpfergott war ein langjähriger, berühmt-berühmter Streitapfel der Chinamissionare – scheint ihm damals noch nicht bewusst gewesen zu sein.

Dass Elßholtz der Bitte um Weiterleitung des Fragenkatalogs nachkam, ist nicht gesichert, aber anzunehmen. Leibniz' Wissbegier aber bleibt unbefriedigt. Seine Bemühungen um die chinesische Schrift laufen ins Leere. Müller äußert sich weder zu den Details des von ihm entwickelten Schlüssels, noch gibt er Erklärungen zu den chinesischen Zeichen. Das wird ihm später im Vorwort zu den Novissima Sinica eine wenig gnädige Beurteilung einbringen, denn Leibniz fragt dort sich und den geneigten Leser ein wenig spitz, ob es sein Wissen oder

sein Unwissen gewesen sei, das Herr Müller dem Leser habe vorenthalten wollen, als er seine Schrift vernichtete.

In den Zusammenhang mit seiner Zeichentheorie, wenn auch zeitlich in eine andere Phase, fällt eine mathematische Entdeckung, auf die Leibniz sehr stolz ist und die man als das einzige Anwendungsbeispiel für diese Kunst betrachten kann, das er uns hinterlassen hat: das binäre Zahlensystem, die Darstellung aller Zahlen durch die Ziffern Null und Eins. Mathematisch weiß Leibniz zunächst mit seiner Erfindung nichts anzufangen, aber er scheint recht angetan von dem Gedanken, mit diesen einfachen Mitteln ein „Sinnbild der Schöpfung“ in Händen zu halten, das es ihm ermöglicht, die Glaubenswahrheit der „Schöpfung aus dem Nichts“ ästhetisch ansprechend und einleuchtend zu demonstrieren. Mit diesem Sinnbild möchte er auch den Patres in China bei ihren Missions-bemühungen didaktisch unter die Arme greifen.

$2^0 = 10^0$. Tabulag ita st. bild

1	1	2^0
10	2	2^1
100	4	2^2
1000	8	2^3
10000	16	2^4
100000	32	2^5
1000000	64	2^6
10000000	128	2^7
100000000	256	2^8
1000000000	512	2^9
10000000000	1024	2^{10}

Sinnbild der Schöpfung

Doch lassen wir Leibniz selbst zu Wort kommen. In seinem berühmten Neujahrsbrief an Herzog Rudolf August von Wolfenbüttel vom 12. Januar 1697 heißt es:

„... die erschaffung aller dinge aus nichts durch die allmacht Gottes. Nun kann man wohl sagen, daß nichts in der welt sie beßer vorstelle, ja gleichsam demonstrire, als der ursprung der zahlen wie er alhier vorgestellet, durch deren ausdrückung bloß und allein mit Eins und Null oder Nichts, und wird wohl schwehrlich in der Natur und Philosophi ein beßeres vorbild dieses geheimnißes zu finden seyn...

Es ist aber auch dabey nicht weniger betrachtungswürdig, wie schön darauf erscheine nicht nur daß Gott alles aus nichts gemacht, sondern auch daß Gott alles wohl gemacht, und daß alles, was er

geschaffen, guth gewesen; wie wirs hier denn in diesem vorbild der Schöpfung auch mit augen sehen. Denn anstatt daß bei der gemeinen vorstellung der zahlen keine ordnung noch gewisse folge in den charakteren oder bezeichnungen derselben sich spühren läßet, so erweist sich hingegen aniezo, da man auff deren innersten grund und urstand siehet, eine wunderbar schöne ordnung und einstimmung, so nicht zu verbeßern.“

So weit Leibniz' Erläuterungen dazu. Er regt an, Rudolf August möge Gedenkmünzen prägen lassen mit dem „Sinnbild der Schöpfung“ auf der einen Seite, und eventuell dem „Konterfei Ihre hochwohlgeborenen Majestät“ auf der anderen Seite. Ferner berichtet er Rudolf August, er habe diese Erläuterungen zusammen mit einer Entwurfsskizze auch den Patres nach China gesandt, und zwar als „Mittel der Heidenbekehrung“, das beim chinesischen Kaiser, der bekanntlich ein Liebhaber der Mathematik sei, seinen Eindruck sicher nicht verfehlen werde, in der Hoffnung, „es möchte vielleicht dieses vorbild des Geheimnißes der Schöpfung dienen, ihm des Christlichen glaubens vortrefflichkeit mehr und mehr vor augen zu legen.“

Dieser Entwurf ist ein Beispiel dafür, wie Leibniz sich die „Ars characteristica universalis“ vorstellt. Die Null und die Eins sind einfache Zeichen, die sich durch Kombination zu allen anderen Zeichen kombinieren lassen. So stellt Leibniz sich sein System vor.

In einem Brief an Pater Bouvet erweitert Leibniz diese Erklärungen noch um folgende:

„Zu Beginn des ersten Tages war die 1, das heißt Gott. Zu Beginn des zweiten Tages die 2, denn Himmel und Erde wurden während des ersten geschaffen. Schließlich zu Beginn des siebenten Tages war schon alles da; deshalb ist der letzte Tag der vollkommenste und der Sabbat; denn an ihm ist alles geschaffen und erfüllt, und deshalb schreibt sich die 7 III, also ohne Null. Und nur wenn man die Zahlen bloß mit Null und Eins schreibt, erkennt man die Vollkommenheit des siebenten Tages, der als heilig gilt, und von dem noch bemerkenswert ist, daß seine Charaktere einen Bezug zur Dreifaltigkeit haben.“

Pater Bouvet ist von diesen Ausführungen sehr angetan, umso mehr, als er Parallelen zu erkenne glaubt zu einem anderen binären System, nämlich den durchgezogenen und unterbrochenen Linien, wie sie in den Hexagrammen des alten chinesischen Weissagungsbuch I Ging, im Buch der Wandlungen, zu sehen waren. Die runde Form der Gedenkmünze erinnert ihn an die Darstellung der Hexagramme des I Ging durch den Neokonfuzianer Shao yung, der seiner Darstellung auch die Kreisform gegeben hatte, ja, er hält beide Konzepte für

vollkommen identisch. Ein kosmologisches Konzept haben wir mit dem I Ging ja auch tatsächlich vorliegen, nur steht die unterbrochene Linie nicht für die Ziffer Null, sondern für yin, und die durchgezogene Linie ist nicht die Eins, sondern yang. Der gravierende Unterschied zum Leibnizschen Konzept besteht darin, dass yin und yang zwei komplementäre Prinzipien sind, während Null und Eins dies nicht sind. „Null“ ist das Nichts, Eins steht für das Sein. Die Eins ist die Perfektion, die Null ist der Mangel an Perfektion. Sie ergänzen einander nicht, sondern lösen einander ab. Und die Eins muss siegen. Sonst gibt es keine Schöpfung aus dem Nichts.

Hätten Leibniz und vor allem Bouvet das nicht bemerken müssen? Bevor man darüber urteilt, sollte man wissen, dass in den Übersetzungen der konfu-zianischen Klassiker, wie sie durch Philippe Couplets „Confucius Sinarum Philosophus“ der gebildeten westlichen Welt seit 1667 bekannt war, „Yin“ mit imperfectum und „Yang“ mit Perfectum wiedergegeben wird. Ein Missverständnis, das viele andere nach sich zieht!

Bouvet und Leibniz aber sind begeistert über ihre gemeinsame Entdeckung, zumal Bouvet davon überzeugt ist, dass das I Ging auf denselben legendären chinesischen Kaiser Fu Hsi zurückgeht wie das Schriftsystem. Und da Fu Hsi für die Figuristen identisch ist mit Hermes Trismegistos, ist für Bouvet klar, dass wir es sowohl beim I Ging als auch bei Leibniz' binärer Arithmetik mit einem uralten Wissen zu tun haben, das von Leibniz wiederentdeckt wurde. Die Chine-sen hätten dieses Wissen ursprünglich besessen – qua Uroffenbarung wohl –, aber später wieder verloren. Daher rührt es, dass Leibniz viele Jahre später, kurz vor seinem Tode, stolz schreiben wird:

„So haben der hochw. P. Bouvet und ich den eigentlich gemeinten Sinn der Charaktere des Reichsgründers FOHI entdeckt. Diese Charaktere bestehen nur aus der Kombination von ganzen und unterbrochenen Linien und gelten als die ältesten Schriftzeichen Chinas, wie sie gewiß auch die einfachsten sind. Insgesamt gibt es 64 Figuren dieser Art, die in einem Buch, das YE KIM oder Buch der Variationen heißt, zusammengefaßt sind. Mehrere Jahrhunderte nach FOHI haben der Kaiser WENG WANG und sein Sohn CHEU-CUM und nochmals fünf Jahrhunderte später der berühmte Konfuzius philosophische Geheimnisse darin gesucht. Andere wollten sogar eine Art Geomantie und ähnliche Ungereimtheiten herauslesen. Tatsächlich handelt es sich aber genau um das binäre Zahlensystem, das dieser große Gesetzgeber besessen zu haben scheint, und daß ich einige tausend Jahre später wiederentdeckt habe.“ (Loosen / Vonessen S. 202)

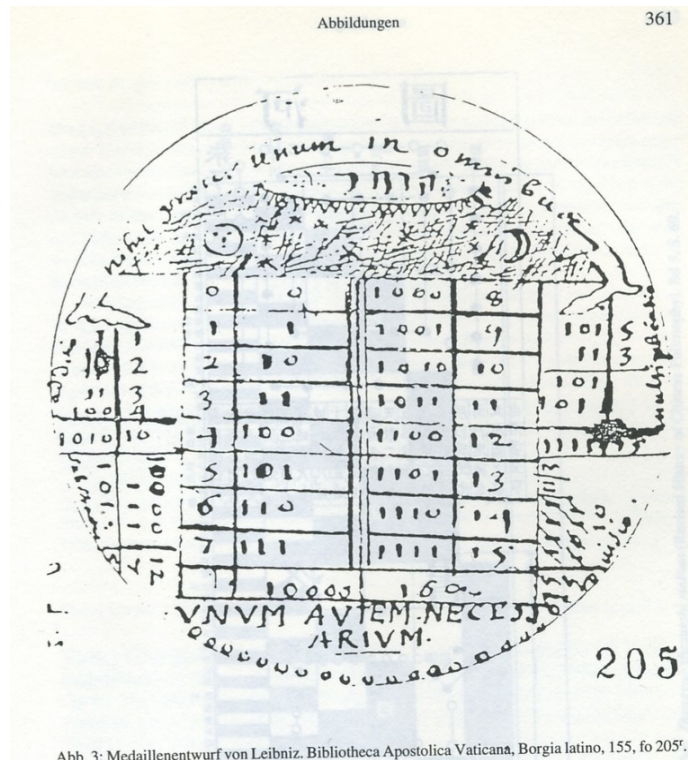


Abb. 3: Medaillenedesign von Leibniz. Bibliotheca Apostolica Vaticana, Borgia latino, 155, fo 205^r.

Entwurf einer Gedenkmünze

Leibniz' Bemühungen um die Integration der chinesischen Schriftzeichen in seine „Zeichenkunst“ sind gescheitert, und zwar aus zwei Gründen. Erstens bot sich Leibniz in dieser Phase seiner Beschäftigung mit China keinerlei Möglichkeit, gesicherte Informationen über die chinesische Schrift zu erlangen, und zweitens ist das Projekt der *Ars Characteristica* und *Ars Inveniendi* ohnehin unvollendet geblieben. Ein „Alphabet der menschlichen Gedanken“ ist bis heute nicht geschrieben. Das wird wohl kaum jemanden wundern. Der Traum von einer „*Ars Inveniendi*“ aber ist noch lange nicht ausgeträumt, und wir können nur hoffen, dass er nicht zum Albtraum wird:

"Unser Ziel ist es, dass Sie Google eine Frage stellen, und Google gibt Ihnen immer die eine und richtige Antwort. Ziel ist auch, dass Google Fragen beantworten kann, die wir heute noch nicht beantworten können, etwa: Was soll ich morgen tun? Welchen Job soll ich annehmen? Was sagt ihr für meine Zukunft voraus?"

Eric Schmidt, Geschäftsführer des Unternehmens Google, in einem Gespräch über die zukünftige Rolle des Internet und Neuer Medien am 21. Mai 2007

Literatur

Schriften von Leibniz

- *Gottfried Wilhelm Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe*, hrsg. v. d. Preußischen (später Deutschen) Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Darmstadt (später Leipzig, zuletzt Berlin) 1923 ff.
Erste Reihe: Allgemeiner politischer und historischer Briefwechsel
- Rita Widmaier (Hrsg.): *Leibniz korrespondiert mit China. Der Briefwechsel mit den Jesuitenmissionaren (1698 – 1714)*. Frankfurt (Vittorio Klostermann) 1990
- Rita Widmaier (Hrsg.); Malte Ludolf Babin (Übers.) *Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Chinamissionaren (1698 – 1714)*. Hamburg (Felix Meiner) 2006
- Renate Loosen und Wolf Vonessen (Hrsg. Und Übers.): *G.W. Leibniz: Abhandlung über die chinesische Philosophie*, in: *Antaios*, VIII/2 (1966), S. 144-203
- Heinz-Günther Nesselrath/Hermann Reinbothe (Hrsg. u. Übers.): *G.W. Leibniz. Novissima Sinica*. Köln 1979

Briefe an Leibniz

- Claudia von Collani (Hrsg): *Joachim Bouvet: Eine wissenschaftliche Akademie für China. Briefe des Chinamissionars Joachim Bouvet SJ an Gottfried Wilhelm Leibniz und Jean-Paul Bignon über die Erforschung der chinesischen Kultur, Sprache und Geschichte*. Stuttgart 1989

Leibniz-Biographie

- Reinhard Finster/Gerd van den Heuvel: *Gottfried Wilhelm Leibniz*. Hamburg 5. Aufl. (2005)
- Harnack, Adolf: *Geschichte der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Bd. 1, Berlin 1900
- Wenchao Li / Hans Poser (Hrsg): *Das Neueste über China. G.W. Leibnizens Novissima Sinica von 1697*. Internationales Symposium, Berlin 4. bis 7. Oktober 1997. Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2000
- Lothar Noack: *Der Berliner Propst, Orientalist und Sinologe Andreas Müller (1630 – 1694). Ein bio-bibliographischer Versuch*, in: *NOAG* 157 (1995)